

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen

Band: 39 (1968)

Heft: 6: "Im Spiegel gesehen" : Antworten auf eine Umfrage

Artikel: Vox populi : Bericht über die VSA-Tagung 1968 in Brunnen

Autor: H.B.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-807174>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FACHBLATT FÜR SCHWEIZERISCHES HEIM- UND ANSTALTSWESEN

VSA

REVUE SUISSE
DES ETABLISSEMENTS HOSPITALIERS

Nr. 6 Juni 1968 Laufende Nr. 436
39. Jahrgang Erscheint monatlich

AUS DEM INHALT:

Was hält «man» von den
Heimen und den Heimleitern?

Wer meldet sich zu einer Studienreise
nach Skandinavien?

Kleines Heim-ABC

Protokoll der VSA-Jahresversammlung 1968

Gedanken zur Jagd (nach Meinungen)

VSA-Regionalchronik

Umschlagbild: Im Herzen der Innerschweiz fand die diesjährige VSA-Tagung statt: Die schöne Talschaft um Schwyz reicht im Süden bei Ingenbühl-Brunnen bis an den Urnersee, der hinter dem schwarzen Hügelszug in der Bildmitte verborgen liegt. Links der Fronalpstock, im Hintergrund die Urner Berge; am rechten Bildrand beginnt der Lowerzersee. — Alle Aufnahmen in dieser Nummer: Heinz Bollinger.

REDAKTION: Dr. Heinz Bollinger,
8224 Löhnigen SH, Tel. (053) 6 91 50

DRUCK UND ADMINISTRATION: Stutz & Co.,
8820 Wädenswil ZH, Tel. (051) 75 08 37, Postcheck 80 - 3204

INSERATENANNAHME: Georges Brücher,
8590 Romanshorn TG, Tel. (071) 63 20 33

STELLENINSERATE: Beratungs- und
Vermittlungsstelle VSA, 8008 Zürich, Wiesenstrasse 2,
Tel. (051) 34 45 75

ABONNEMENTSPREISE: Jährlich Fr. 20.—,
halbjährlich Fr. 12.—, Ausland Fr. 23.—,
Einzelnummer Fr. 2.50 plus Porto

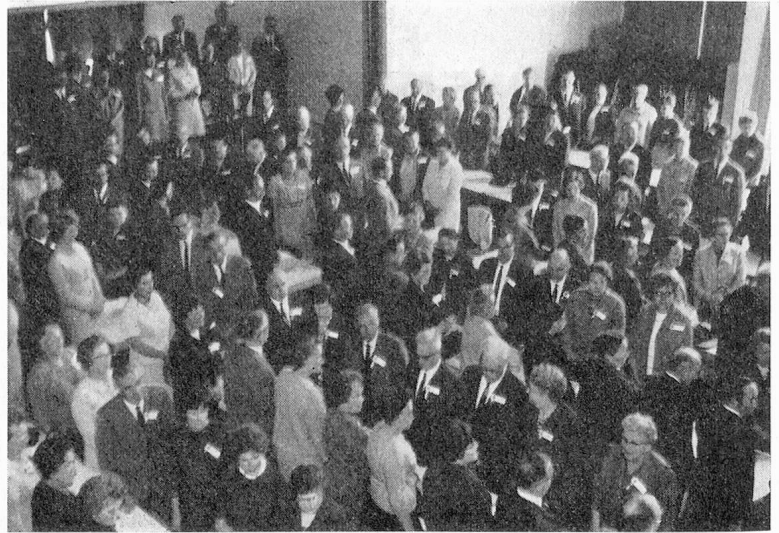
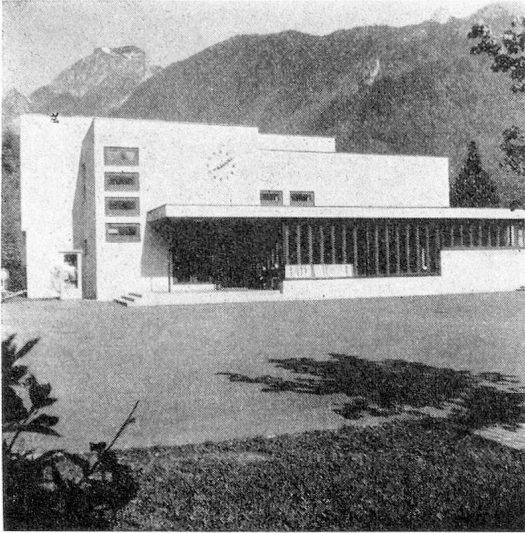
Vox populi

Bericht über die VSA-Tagung 1968 in Brunnen

Wenn inmitten einer Schlechtwetterperiode die Hausfrau für ihren Wäschetag strahlenden Sonnenschein vorauszubestellen weiss, hat der sogenannte Volksmund, die vox populi, dafür eine vielleicht nicht ganz zutreffende, in ihrer Expressivität jedoch unfehlbar schlagende Begründung zur Hand. Wenn aber der VSA-Vorstand — und dies nicht nur einmal, sondern regelmässig Jahr für Jahr — in Perioden tiefer Barometer-Lage just für die zwei Tage der Jahresversammlung eine Schönwetterecke des Landes auszuwählen versteht, ist die zureichende, plausible, alle Zweifel ausschliessende Erklärung noch nicht gefunden. Jedenfalls erstrahlte die Bergwelt rund um den Vierwaldstättersee am 8. und 9. Mai in festlichem, föhnigfebrigem Glanz (siehe Bild), die Fläche des Sees kräuselte sich, als wäre sie elektrisiert, und das neue,



Am Seequai von Brunnen: Alles spricht vom Föhn.



Herzlich willkommen im Kongresshaus Brunnen, wo zur Eröffnung in der Aula das Lied «Grosser Gott, wir loben Dich» erklingt.

schöne Kongressgebäude in Brunnen präsentierte sich von seiner besten Seite: Berge, See, Kongresshaus Brunnen — sie bildeten gewissermassen die Szenerie, in und vor welcher sich das «Schauspiel» der Hauptversammlung 1968 entfaltet. Es ging dabei insofern «klassisch» her und zu, als mindestens zwei Einheiten der klassischen Dramaturgie gewahrt blieben, was nicht nur auf die sorgfältige Vorbereitung und Planung im Schosse des Vorstandes, sondern auch auf die Meisterregie des Präsidenten P. Sonderegger und des Geschäftsstellenleiters G. Bürgi zurückgeführt werden muss. Gottfried Bürgi darf und soll wissen, dass er — nach dem Urteil vieler Teilnehmer — im Jahr seines 60. Geburtstages die interessanteste und am meisten gewinnbringende Tagung inszeniert hat. Beiden sei daher in den Präliminarien dieses Berichts besonders gedankt, selbst auf die Gefahr hin, dass der Mann von Freienstein, der es nicht liebt, wenn um seine Person viel Aufhebens gemacht wird, dem Redaktor hinterher (wieder) einen etwas «giftigen» Brief schreibt... Eröffnet wurde die Tagung mit dem gemeinsam gesungenen Lied «Grosser Gott, wir loben Dich». Vereinspräsident Paul Sonderegger begrüsst neben den Kolleginnen und Kollegen eine Reihe von prominenten

Ehregästen, unter ihnen den Vertreter des katholischen Anstaltsverbandes, Dr. W. Kupper, die ehemalige Zentralsekretärin Pro Infirmis, Fräulein Dr. M. Meyer, den Gemeindepräsidenten von Ingenbohl-Brunnen, Dr. A. Auf der Maur, sowie als Vertreter der Schwyzer Regierung den Sekretär des Erziehungsdepartements, Dr. Th. Wiget. Ueber 300 Personen hatten der Einladung des Vorstandes Folge geleistet und waren nach Brunnen gekommen; eine bemerkenswert hohe Zahl übrigens, wenn man bedenkt, dass der VSA in der Innerschweiz keinen Regionalverband als Trägerbasis besitzt.

Die Arbeit im Heim — von aussen gesehen

Seinem Ruf, ein hervorragender, wortgewaltiger Redner zu sein, blieb der erste Hauptreferent des Tages in keiner Weise etwas schuldig: Oskar Reck, Chefredaktor der «Thurgauer Zeitung» und Präsident der Neuen Helvetischen Gesellschaft der Schweiz. «Unsere Arbeit im Heim — von aussen gesehen», lautete das aufgegebenbe Thema des Vortrags, und man darf ohne jede Uebertreibung sagen, dass der Abraham a Sancta Clara von Frauenfeld sich seiner Aufgabe auf brillante



Teepause: Der Fotograf selbst muss verdursten. Er sitzt «auf Trockendock».



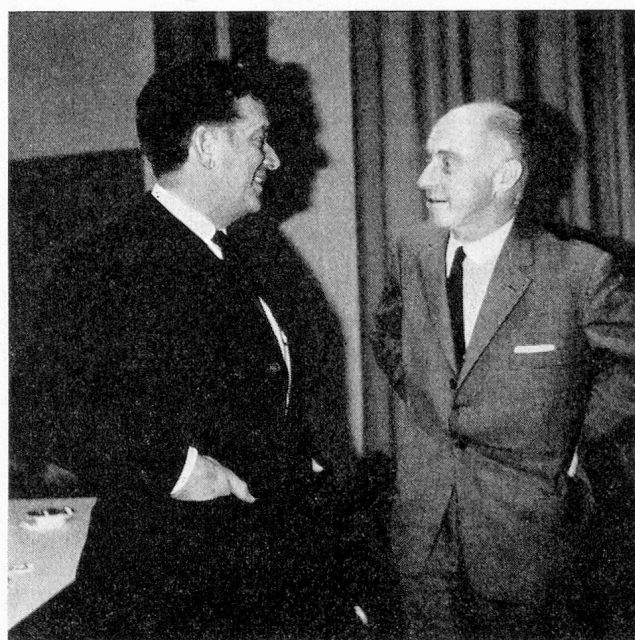
«Geistige Kost» macht hungrig: En Guete, Herr Bachmann!

Art zu entledigen wusste. Seine frei vorgetragene Ansprache wurde auf Tonband aufgenommen und soll in einer der nächsten Nummern des Fachblatts im Wortlaut veröffentlicht werden, so dass wir uns hier auf eine summarische Zusammenfassung beschränken können.

Am Beispiel der Armee, die in früheren Jahrhunderten, übersichtlich gegliedert und formiert, vom Befehlshaber auf dem Feldherrenhügel habe dirigiert und eingesetzt werden können, während sie heute unsichtbar geworden und in den Untergrund verschwunden sei, begann Oskar Reck mit dem Aufweis der Tatsache, dass jede Funktion des wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Lebens, jede Erscheinung unserer Gesellschaft «untergründig», das heisst unübersichtlich und undurchsichtig sei. Nichts mehr erklärt sich aus sich selbst heraus, für alles muss nach neuen Darstellungsformen gesucht werden, jede Einzelheit ist für sich ein Darstellungsproblem. In dieser Situation einer allgemeinen Unübersichtlichkeit und Undurchsichtigkeit der Sachverhalte und Vorgänge kommt den modernen Massenkommunikationsmitteln — Fernsehen, Radio und Presse — eine erhöhte, ja geradezu entscheidende Aufgabe zu. Jedes der Massenmedien hat seine spezifischen Vorzüge und Nachteile. Zu den Vorzügen von Radio und Fernsehen ist deren Möglichkeit zu rechnen, dem täglichen Geschehen in aller Welt ohne weiteres in Wort und Bild «auf den Fersen» zu bleiben. Zu den Nachteilen beider gehört die ihnen innewohnende Neigung zum Zentralismus. Demgegenüber bietet die Presse, die aus vielerlei Gründen Mühe hat, den wachsenden Aktualitätsanforderungen standzuhalten, den Vorteil, dass sie nicht oder doch sehr viel weniger zentralistisch strukturiert ist und dass sie Zusammenhänge übersichtlich und die Einzelheiten besser im Zusammenhang darstellen kann. Auf die ihnen je eigene Weise müssen sämtliche Kommunikationsmittel uns durch Informationen die Umwelt transparent, durchschaubar zu machen suchen.

Freilich, die Unüberschaubarkeit der Erscheinungen ist infolge der zahlreichen Verflechtungen heutzutage derart gross, dass ein Journalist, arbeite er nun am Fernsehen, am Radio oder als eigentlicher Zeitungsmann, erhebliche Mühe hat, sich als fachlich beschlagener Kommentator zu behaupten und sich gegen die Riesenfülle des andrängenden «Stoffs» durchzusetzen. Die fachliche Kompetenz ist heute in vielen Fällen zweifelhaft, und insbesondere für Journalisten (jedoch nicht nur für sie!) erweist sich das Erwerben von zureichendem Fachwissen als das Kardinalproblem. Denn: Wo das Fachwissen fehlt, erklärte Reck, ist man schnell mit Klischeevorstellungen zur Hand. Wo das Fachwissen fehlt, die zureichende fachliche Kompetenz, breitet sich rasch die Welt der Etiketten und der Klischees aus. In dieser Welt kommen die konformistischen Tendenzen einer Gesellschaft zum Ausdruck. Und in dieser Welt der Etiketten und der Klischees spielt sich vorwiegend die Begegnung zwischen Presse und Heimen ab. In der Regel gebe es zwei Anlässe für die Presse, mit den sogenannten Anstalten in Kontakt zu kommen. Erster Anlass: Jubiläums- und Jahresfeste der Heime, die von den Lokalredaktionen meistens als auf derselben Ebene befindlich betrachtet (und dementsprechend «abgefertigt») würden, wie die Tausend Vereins- und Firmenfeste, deren sich die Journalisten als die Berufschronisten anzunehmen hätten. Die

zweite Gelegenheit des Kontakts biete die Kriminalchronik. Ein in der Kriminalchronik geläufiges Klischee lautet kurz und bündig: Wer in einer Erziehungsanstalt «landet», muss als Straffälliger im Zuchthaus enden. Nach Recks Meinung ist das öffentliche Urteil über die Arbeit und das Leben im Heim noch stark von Klischees geprägt, die aus der Zeit der Jahrhundertwende stammen und die auch aus der Literatur der Zwischenkriegszeit (vgl. Jakob Schaffner, Johannes Schattenhold) neuen Zuzug bekommen haben. Kann diese Klischee-Kruste — die übrigens sich nicht nur der geschlossenen Fürsorge gegenüber bemerkbar macht, sondern alle Sektoren unseres Lebens überzieht —, kann diese Klischee-Kruste überhaupt noch durchbrochen werden? Ist in unserer Gesellschaft ein Durchbruch zu differenzierteren Vorstellungen und Bildern überhaupt noch möglich? Der Referent beantwortete die von ihm selbst gestellte Frage mit betonter Skep-



Referent Oskar Reck (rechts) im Gespräch mit Vorstandsmitglied Kurt Bollinger.

sis. Tatsache sei, meinte er, dass das, was sich in den letzten Jahrzehnten in den Anstalten getan habe, von der Öffentlichkeit kaum zur Kenntnis genommen worden sein. Mit Recht wies Chefredaktor Reck darauf hin, dass Jahresberichte der üblichen Art als Informationsmittel in keiner Weise mehr genügen. An empfohlen wurde eine «besser systematisierte Publizistik» und der Einsatz «wirksamer Mittel», doch blieb offen, was darunter im einzelnen und präzise zu verstehen sei.

Presseleute und Heimleiter, erklärte Reck abschliessend, ständen gemeinsam vor der Sisyphus-Aufgabe, Menschen zum Denken bewegen zu müssen. Wo der Versuch gelinge, werde ein Sieg errungen über das Klischee, über den Hang zum Klischee. Dem gemeinsamen Auftrag stehe allerdings eine gegenläufige Tendenz entgegen, die darauf abziele, alles als ganz einfach und als ganz bequem erscheinen zu lassen. Diese gegenläufige Tendenz nannte der Referent den «Weg in die Unfreiheit»: Die (konformistische)



Präsident Paul Sonderegger leitet die Tagung mit straf-fer Hand. Zum Dank wird er mit Einmütigkeit in seinem Amte bestätigt. Auch er trägt den von Fräulein Erika Appenzeller für die Tagungsteilnehmer hergestellten Steckbrief auf der Brust.

Klischee-Kruste ist bequem, macht aber unfrei! Von daher gesehen ergibt sich für alle Einsichtigen die Pflicht des Einwirkens auf die nachfolgende junge Generation; nur so und nur dann kann sich unser Staat halten und entwickeln. Die Förderung und Stärkung des Denkwillens kann und wird zur Durchbrechung der Kruste führen. Erst nach dem Durchbruch können neue Bilder, auch neue Heim-Bilder, entstehen. Jede Gelegenheit sollte von den Heimleitern daher wahrgenommen werden, das je richtige neue Bild vorzulegen und auszubreiten. Was den Heimleitern derart aufgegeben, ist im Grunde freilich die Aufgabe aller und das Grundproblem unserer Demokratie überhaupt: Wachheit, lebendiger Denkwille, Vermeidung blosser Schablonen!

«Im Spiegel gesehen» — eine Umfrage

Unter dem Titel «Im Spiegel gesehen» folgte nach der Teepause als zweiter Programmpunkt des ersten Tages die Tonbandreportage einer Strassenbefragung — Resultat einer Umfrage unter Passanten im Zürcher Hauptbahnhof, durchgeführt im Auftrag des VSA-Vorstandes von Alfred Fetscherin, Mitarbeiter von Radio Zürich. Befragt wurden und zum Wort kamen in diesem Frage- und Antwortspiel 19 Personen, zehn Frauen und neun Männer überwiegend fortgeschrittenen Alters, die sich vorzugsweise zum Thema Altersheim äusserten. Auffälligster und erster Befund, der sich den Aussagen abgewinnen liess: Die Öffentlichkeit weiss ausserordentlich wenig über das Leben in den Heimen! Dr. H. Tuggener, Lehrer an der Schule für soziale Arbeit in Zürich, der die Bandaufnahme kommentierte, sah darin eine direkte Folge des Umstandes, dass das Berufsbild des Heims bisher der

öffentlichen Kontrolle kaum je oder jedenfalls bloss in einem minimalen Ausmass unterstanden habe. So lieferten die 19 Männer und Frauen im Hauptbahnhof unwissentlich den deutlichsten Beweis für die Richtigkeit der Forderung des Referenten Reck, dass die Heimleiter inskünftig lernen müssten, eine intensive, aufklärende und positive Publizität zu entfalten, was freilich dazu führen kann, dass sich mit dem wachsenden Interesse der Öffentlichkeit auch die negative Kontrollwirkung stärker bemerkbar macht. In den verschiedenen nicht sehr klaren Aussagen kam einerseits ein gewisser Respekt vor der im Heim geleisteten Arbeit und andererseits zugleich eine gewisse Scheu, ja sogar eine nicht zu überhörende Reserve gegenüber dem vermuteten Ordnungsgefüge, gegenüber dem «Anstaltszwang» zum Ausdruck. Wir werden später im Fachblatt eine möglichst originalgetreue Abschrift der Tonbandaufzeichnung veröffentlichen.

Entschieden ergiebiger, aber auch in der thematischen Streuung komplizierter war die Ausbeute einer Umfrage, die der VSA-Vorstand auf schriftlichem Wege unter ausgewählten Persönlichkeiten — meistens Leuten «vom Fach» — veranstaltet hatte. Den Fachleuten waren bestimmte Fragen gestellt (siehe Seite 203) und die eingegangenen Antworten von Gottfried Bürgi und Mitarbeitern auf Band gesprochen worden. Die Wiedergabe dieses Tonbands hinterliess im Auditorium einen spürbar starken Eindruck. Die Abschrift der Bandaufzeichnung soll hier, samt Kommentar von Dr. H. Tuggener, gleich folgen, wobei der geneigte Leser darauf aufmerksam gemacht sei, dass zwecks besserer Kennzeichnung die Ausführungen des Kommentators in Kursivschrift, die Antworten der angefragten Gewährsleute in Normalschrift gesetzt sind.

(Fortsetzung Seite 203)



Dr. H. Tuggener, Zürich, Kommentator der Tonband-Reportage «Im Spiegel gesehen».

Einladung zu einer VSA-Studienreise nach Skandinavien

31. August bis 8. September 1968

Fr. 985.— ab Zürich

Sehr geehrte Mitglieder,

unserer letztjährigen Mitgliederreise nach Holland war ein voller Erfolg beschieden. Alle Teilnehmer äusserten sich begeistert über unsere Initiative, so dass wir uns entschlossen haben, Sie auch in diesem Jahre zu einer Studien- und Ferienreise einzuladen. Zusammen mit massgebenden skandinavischen Fachleuten haben wir ein überaus informatives Besichtigungsprogramm für Dänemark und Schweden zusammengestellt. Insbesondere haben wir darauf geachtet, dass auch die touristischen Sehenswürdigkeiten nicht zu kurz kommen werden. Alles in allem verspricht unsere Reise zu einem Erlebnis besonderer Prägung zu werden. Die Reisekosten sind erstaunlich niedrig, wenn Sie bedenken, dass im Reisepreis der Hin- und Rückflug sowie Hotels (Halbpension), Busfahrten, Besichtigungen usw. miteingeschlossen sind.

Doch überzeugen Sie sich selbst, wieviele Höhepunkte unsere Reise aufweist:

Samstag, 31. 8. Flug Zürich—Kopenhagen

22.50 Abflug von Kloten mit SWISSAIR-Kurs 418, 00.25 Landung in Kopenhagen.

Sonntag, 1. 9. In Kopenhagen

Vormittags unternehmen wir eine hochinteressante Entdeckungsfahrt unter kundiger, deutschsprachiger Führung durch Kopenhagen: Tivoli, Fischmarkt, Schloss Christiansborg (Versammlung des Reichstags), Flottenkirche, Börse, Kanäle von Christianshavn, Flottenstation, Langelinie mit Meermaid, Gefion-Springbrunnen (wo die Göttin Gefion die Insel Seeland aus dem schwedischen Boden pflügt), Schloss Amalienborg, Rathaus und Rathausplatz. Wir verlassen dann die schöne Stadt Kopenhagen in Richtung Norden und besuchen zuerst das wunderbare Städtchen Hillerød mit dem einzigartigen Schloss Frederiksborg.

Anschliessend geht die Fahrt weiter nach Helsingør. Wir passieren das von einem grossen Park umgebene Schloss Fredensborg, die Sommerresidenz der königlichen Familie. Kronborg, das schöne Schloss auf dem Küstenvorsprung am Øresund, ist reich an alten Ueberlieferungen und beherbergt ein wertvolles Handels- und Seefahrtsmuseum. Im Hof ist die berühmte Tragödie von Shakespeare, Hamlet, von Schauspielern aus vielen Ländern aufgeführt worden. Sie fahren nun weiter, am Hafen von Helsingør vorbei, wo kleine, emsige Fährschiffe die Verbindung mit Helsingborg in Schweden aufrechterhalten.

Gegen Abend Rückfahrt nach Kopenhagen auf der Küstenstrasse, welche oft auch «Dänische Riviera» genannt wird. Nachtessen im Hotel.

Montag, 2. 9. In Kopenhagen

Heute unternehmen Sie Fachbesichtigungen in der Region Kopenhagen, aufgeteilt auf zwei Gruppen: a) Altersheime, b) Jugendheime.

Vorgängig dem Besichtigungsprogramm ist jeweils eine Orientierung im entsprechenden dänischen Direktorium vorgesehen. Diskussion.

- Dienstag, 3. 9. **In Kopenhagen**
 Vormittags Fortsetzung und Abschluss der fachlichen Kontakte. Mittagessen im Hotel. Nachmittags zur freien Verfügung.
- Mittwoch, 4. 9. **Kopenhagen—Stockholm**
- Donnerstag, 5. 9. Auf der zweitägigen Fahrt durch das seenreiche Südschweden übernachten Sie in Jönköping am Vätternsee. Die fachlichen Besichtigungen beschränken sich auf ein bis zwei Besuche unterwegs. Eine besonders landschaftlich eindruckliche Fahrt.
- Freitag, 6. 9. **In Stockholm**
 Vormittags Besichtigung von ein bis zwei Anstalten. Nachmittags Stadtrundfahrt in Stockholm: Riddarholmskirche, eine Klosterkirche aus dem 13. Jahrhundert, welche noch heute deutliche Züge des Mittelalters aufweist und seit dem 17. Jahrhundert als letzte Ruhestätte der Schwedischen Könige dient. Ebenfalls näher besichtigen Sie das neue Stadthaus, eine 1923 vollendete Schöpfung Ragnar Oestbergs und seither Wahrzeichen der Stadt. Festräume und Sitzungssäle zeugen vom hohen Stand des skandinavischen Handwerks und der nordischen Kunst. Anschliessend Rundgang durch die engen kopfsteingepflasterten Strassen der malerischen Altstadt.
- Samstag, 7. 9. **Stockholm—Oerebro**
 Vormittags Gelegenheit für Einkäufe. Nachmittags Fahrt auf dem Südufer des Mälarsees über Eskilstuna nach Oerebro. Diese Stadt mit zirka 80 000 Einwohnern ist am Westende des Hjälmarsees gelegen. Nachtessen und Uebernachten in einem guten Hotel.
- Sonntag, 8. 9. **Oerebro—Kopenhagen / Rückflug in die Schweiz**
 Im Laufe des Tages Rückfahrt durch Südschweden nach Kopenhagen. 23.50 Abflug von Kopenhagen mit SAS-Kurs 605. 00.35 Landung in Zürich-Kloten.

Mindestteilnehmerzahl: 35 Personen / Programmänderungen vorbehalten.

Benützen Sie die Gelegenheit, zusammen mit Ihren Angehörigen eine herrliche Skandinavien-Reise durchzuführen. Im Interesse einer reibungslosen Abwicklung der Reise beschränken wir die Teilnehmerzahl auf ein vernünftiges Mass. Die Einschreibungen werden deshalb bis zur Vollbesetzung in der Reihenfolge ihres Eintreffens berücksichtigt. Ein Anmeldetermin fällt weg. In Ihrem eigenen Interesse bitten wir Sie jedoch, sich Plätze möglichst umgehend zu sichern. Bereits hat sich ein rundes Dutzend Interessenten angemeldet — melden auch Sie sich!

— bitte hier abschneiden —

Anmeldung

Sobald als möglich einzusenden an das Sekretariat VSA, Wiesenstrasse 2, 8008 Zürich
 Telefon (051) 34 45 75

Ich bitte Sie, folgende Teilnehmer für die VSA-Studienreise vom 31. August bis 8. September 1968 fest einzuschreiben:

Name, Vorname, genaue Adresse und Telefon-Nummer sämtlicher Teilnehmer:

Ich/wir wünsche/n: (Zutreffendes bitte ankreuzen)

- a) Unterkunft in Doppelzimmer
 b) Unterkunft in Einzelzimmer (Zuschlag Fr. 9.— pro Nacht)

Ort und Datum:

Unterschrift:

Vox populi

Was ist wahr daran und was fehlt?

Ich komme nicht darum herum, ganz persönlich zu bekennen, wie erfreut ich war und bin, dass der VSA-Vorstand diesen kühnen Entschluss gefasst hat, einmal — entschuldigen Sie bitte das zweideutige Bild! — «auf die Strasse» zu gehen. Die Frage ist gestellt und summarisch bereits durch den Vorredner (Reck) beantwortet worden, der Sie ja dazu ermuntert hat, sich selbst in der Öffentlichkeit darzustellen. Jetzt bekommen Sie in gewisser Hinsicht eine erste Quittung. Sie haben von Klischees gehört, von Etiketten — ich überlasse es zunächst Ihnen, im Rahmen der Äusserungen, die Ihnen nun ab Tonband vorgespielt werden, das Klischee zu erkennen und sich zu fragen: Was ist da wahr daran? Was ist verzerrt? Und was fehlt?

Sie haben sicher den sehr umfassenden, tiefschürfenden Artikel Ihres Fachblatt-Redaktors zu dieser Tagung gelesen. Es ist Ihnen nicht entgangen, dass er sich mit unserem Thema — stellvertretend vielleicht für Sie und vorausnehmend — auseinander gesetzt hat. Das Thema ist ja zeitgemäss heute, und zwar in verschiedener Hinsicht. Zeitgemäss erstens einmal von der Methode her: Wir haben Leute interviewt. Sie wissen, dass Meinungsbefragungen heute recht hoch im Kurse stehen, ob es sich darum handle herauszufinden, wieviel Popularitätsprozente Präsident Johnson noch habe oder welches Waschmittel morgen mehr gekauft werde als heute — immer steht die Meinungsbefragung im Vordergrund. Zeitgemäss und aktuell ist das Thema zweitens deswegen — ich knüpfe an dem an, was Herr Reck gesagt hat: weil heute offenbar jedermann, sei es der einzelne oder seien es Gruppen oder Institutionen, sich fragt, wie er «von aussen» gesehen werde. Welches Bild hat man von mir? Kann ich allenfalls dieses Bild verändern oder korrigieren und wie? Ich sagte, das sei zeitgemäss und aktuell, es ist im Grunde aber in gewisser Hinsicht überzeitlich. Denn bevor wir die modernen Massenmedien kannten, in einem Zeitalter des eher dörflich bewegten Lebens und vor der städtischen Zivilisation, da war es doch auch schon so, dass man vom Bilde, das man zu haben glaubte, her gelebt. In jedem Dorf ist es doch noch so, dass man sich fragt: Wie sieht das nach aussen aus? Was sagen die andern dazu, wenn wir es so oder anders machen? Besonders fragt man sich so, wenn es sich um eine Verhaltensweise handelt, von der man weiss, dass sie nicht so recht in den Rahmen dieser anonymen, ungeschriebenen «Gesetzlichkeiten» des Man-tut-so hineinpasst.

Von dorthier gesehen, haben wir, glaube ich, schon immer unter einer gewissen sozialen Kontrolle gelebt. Wir werden von den andern registriert — nicht immer so, wie wir selber es gerne haben möchten. Soviel zur Problematik. Ich komme nicht darum herum, auch auf meine eigene Doppelrolle hier am Vortragspult hinzuweisen. Es ist eine der einzigartigsten Rollen, die ich bisher schon habe spielen können: Ich darf zwar reden, aber es ist nicht mein Vortrag; Sie dürfen hören, aber Sie hören nicht meinen Vortrag; Sie hören fremde Leute. Darum muss ich einige dramaturgische, einige Regie-Anmerkungen machen. Was Sie jetzt zu hören

bekommen, sind Antworten aus der schriftlichen Umfrage, die vom VSA-Vorstand durchgeführt worden ist. Es sind gegen 70 Leute angefragt worden, und es sind erstaunliche viele Antworten eingegangen. Von den gezielt angegangenen Adressaten haben 35, also gut 50 Prozent, «reagiert», was als überdurchschnittlich hohe Erfolgsquote bezeichnet werden darf. Die Befragten rekrutieren sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, aus den nachbarschaftlichen Arbeitsgebieten: Es hat da Amtsvormünder, Mitarbeiter von Jugendämtern, Jugendsekretäre, Fürsorgern, Psychiater, Kinderpsychiater, Aerzte, Erzieher, Lehrer, Schriftsteller, alles Leute, die in irgend einer Weise durch ihre Berufsausübung mit Heimen und Heimleitern in Kontakt kommen.

Die Antworten dieser Umfrage sind wie folgt gegliedert: In einem ersten Teil bekommen Sie mehr Stellungnahmen zu allgemeinen Fragen zu hören. Anschliessend kommen Äusserungen, die ganz spezifisch auf die Altersheime gemünzt sind. In einer dritten Gruppe kommen, im Umfang ziemlich ausgiebig, die Heime für Kinder und Jugendliche an die Reihe. Zum Schluss dann noch einmal mehr allgemeinere Aussagen, die ausmünden in Antworten auf die Frage: Was fehlt? Was brauchen wir? In dieser Ordnung und Reihenfolge wurden die eingegangenen Antworten auf das Tonband gesprochen. Sie hören nun zunächst die ersten zwei Teile:

Der VSA fragt — sie antworten

Umfrage bei Fürsorgebehörden, Jugendanwälten, Richtern, Lehrern, Psychiatern, Aufsichtskommissionen, Fürsorgern, Schulleitern, Schriftstellern.

Frage

Sie haben oder hatten durch Ihre Berufsarbeit Einblick in die Arbeit der Heime. Deshalb bitten wir Sie um eine kurze Stellungnahme zu diesem Thema.

Genügt der Stand der Heime den heutigen Anforderungen? (Kinderheime, Sonderschulheime, Jugendheime, Lehrlingsheime, Heime für Behinderte und Gebrechliche, Altersheime.)

— Ist Ihnen Wertvolles aufgefallen? — Haben Ihnen bestimmte Eindrücke besondere Bedenken erregt? — Scheinen Ihnen die Bestrebungen der Heime intensiv genug oder ist die Entwicklungsarbeit zu bedächtig? — Wo scheinen Ihnen Verbesserungen besonders notwendig? — Wo sehen Sie ausgeprägte Gefahren, Mängel?

Wir wären äusserst dankbar, Ihr Urteil, Ihre Vorschläge, Ihre Mahnungen, Warnungen und vielleicht auch Aufmunterungen entgegennehmen zu dürfen. Wir möchten unsern Dienst verbessern.

Antworten

JSB, Schriftsteller

Sie nehmen Ihre Arbeit ernst! Wie gut, dass Sie auch Kontakte nach aussen suchen! Doch ich fürchte, dass gerade Ihre Umfrage zu Fehlurteilen führt. Ich fürchte, Sie stellen die Frage falsch. Sie fragen: Genügt der



Kleine «Gipfelkonferenz»: Wer weiss etwas Neues?

Stand der Heime den heutigen Anforderungen? Warum fragen Sie nicht: Sind die heutigen Anforderungen berechtigt? Denn nicht der Begriff «Heim» steht in Wirklichkeit zur Debatte, wir alle tun, als ob es so wäre. Wir alle tun so, als ob wir die gestellten Anforderungen genau kennen, als ob wir nicht wüssten, dass die Wirklichkeit und die Vorstellungen, die wir uns vor der Wirklichkeit machen, längst nicht mehr übereinstimmen. Recht, Schuld, Reue, Sühne, Sicherheit, Ordnung, Autorität — das sind einige der Begriffe, die wir in Frage zu stellen haben. Auch wenn wir Schweizer länger verschont werden als andere Völker, sind wir doch auf Gedeih und Verderb mit ihnen verbunden. Wir leisten heute einen zu kleinen Beitrag an die Lösung der Probleme von morgen. Wir wollen die Anforderungen nicht sehen. Wir wollen nichts mit den Millionen von Indern zu tun haben, die vermutlich in 15 Jahren den Hungertod sterben. Wir wollen unsere Mythen, unsere Ruhe, Ordnung und Sicherheit. Die einzige Antwort, die ich Ihnen auf Ihre Frage also geben kann, heisst: Die Anforderungen mit der Realität in Uebereinstimmung bringen.

MBZ, Fürsorgesekretärin

Jedes Heim nimmt Menschen in eine Gemeinschaft auf, die ihnen andernorts nicht in der gewünschten Weise geboten wird. Ein Heimaufenthalt kann anstelle des Lebens in der Familie treten, ein Ersatz im echten Sinne des Wortes soll er nicht sein. Die Heimgemeinschaft ist etwas Eigenständiges und wird geformt einerseits durch die Bewohner, andererseits durch die Heimleitung und ihre Mitarbeiter. Der Mitarbeiter im Heim übt seinen Beruf aus wie jeder andere auch, er soll in gleicher Weise für die Aufgabe geeignet sein. Wenn der Beruf gleichzeitig Berufung ist, ist das besonders schön.

Missverständnisse im Heim hängen immer mit falschen Leitbildern oder überholten Vorstellungen zusammen. Aufbauende Kritik dürfen Heimleiter als Mitverantwortung eines weiteren Kreises um das Wohlergehen der ganzen Gemeinschaft ansehen. Wer unsachlich kritisiert, stellt meist nicht in Rechnung, dass ein Heim als menschliches Gebilde nicht zu allen Zeiten eine vollkommene Einheit sein kann. Die in Heimen beruflich Tätigen haben ein Anrecht darauf, dass ihre

aufrichtigen Bemühungen zum Wohle der Gemeinschaft anerkannt werden. Entsprechend helvetischem Gebrauch wird Heimen, wie auch jeder andern Berufsgruppe gegenüber, für positive Leistungen Lob gespendet.

Nicht der Gedanke des Opfers kann und soll Nachwuchskräfte gewinnen, sondern neuzeitliche Arbeitsbedingungen, die im Heim ebenso wie in andern Berufen eine moderne Arbeitsgestaltung erlauben. Der von modernem Berufsethos getragene Einsatz der Heimleiter und ihrer Mitarbeiter wird das Wohlbefinden aller Heimbewohner auch in Zukunft sichern.

EBS, Heimleiter

Die Heime werden nach neuzeitlichsten Forderungen geleitet, der Betrieb wird bestens organisiert bis ins Detail. Der Acht-Stunden-Tag und die Fünf-Tage-Woche sucht jede Ueberforderung zu verhindern. Die Insassen aber sind nur noch Mittel zum Zweck, Hauptperson ist das Heer der Angestellten. Das diakonische Denken geht verloren, wird vertrieben. Da geht der arme Pestalozzi zum Hintertürl hinaus und die Insassen frieren.

DUZ, Fürsorgechef

Gute Heime und weniger gute Heime gab es zu allen Zeiten. In letzter Zeit sind enorme Anstrengungen gemacht worden, die Einrichtungen der Heime zu verbessern. Heime mit guten Leitern sind gut, ob sie neuzeitlich oder altmodisch eingerichtet und geführt werden. Heime mit nicht guten Leitern sind auch bei bester und modernster Einrichtung nicht gut. Gut oder nicht gut entscheidet sich daran, ob die Schützlinge sich wohl befinden und gedeihen. Ein guter Leiter kann auch mit wenig qualifiziertem Personal ein gutes Heim führen. Gruppeneinteilung bewährt sich nur dort, wo bestqualifiziertes Personal zur Verfügung steht.

AWC, Fürsorgechef

Die Heime wurden in qualitativer Hinsicht in den letzten Jahren wesentlich verbessert. In privat geführten Heimen sind die Verhältnisse oft noch unbefriedigend, weil aus wirtschaftlichen Ueberlegungen zuwenig und unqualifiziertes Personal eingesetzt wird, oft sogar Schulmädchen und knapp der Schule entlassene Mädchen. Es ist zu hoffen, dass durch neue Ausbildungsstätten raschmöglichst der grossen allgemeinen Personalnot begegnet wird. Diese Aufgabe sollte nicht nur regional, sondern auf gesamtschweizerischer Ebene gelöst werden. Ebenso wäre eine vermehrte Dokumentation und Beratung über alle Probleme des Heimbauens nötig. Eine intensivere Koordination der Bestrebungen in allen Fragen der Heimorganisation ist dringend nötig.

AWB, Amtsvormund

Allgemeiner Eindruck — die offene Fürsorge stellt gerne fest, dass in den Heimen in den letzten zehn Jahren sehr viel verbessert worden ist, dass ein sehr erfreulicher Einsatz an guten Kräften auffällt.

Die Heimleitung ist oft überlastet. Es sollte dafür gesorgt werden, dass die Leitung durch bezeichnete Stell-

vertretung von administrativer Arbeit weitgehend entlastet wird, damit der persönliche Kontakt mit den Schutzbefohlenen wieder mehr möglich wird im Kinderheim, Jugendheim und im Altersheim.

Ausbildung und Fortbildung verbessern! Beim arbeitenden Personal besteht ein Hunger nach Fortbildung.

DSR, Seminarleiter

Ausbildung und Weiterbildung für Leitung und Mitarbeiter in Heimen sollte auf breiterer Basis, gesamtschweizerisch gefördert werden. Eine zentrale Stelle sollte koordinieren, Zweispurigkeiten vermeiden helfen, auf besondere Notwendigkeiten hinweisen.

Mitarbeit von Psychologen und Psychotherapeuten in Heimen verbessern. Wo Psychotherapeuten ausserhalb der Heime beansprucht werden, entstehen oft Spannungen, da diese Freiheiten fordern, die in der Gruppe nicht tragbar sind.

AHB, Psychologin

Im ganzen sind unsere Heime sicher recht gut geführt, unsere Heimleiter im ganzen aber ohne Zweifel überlastet. (Das Idealverhältnis — 1 Erwachsener auf 2 Kinder ist sicher vielerorts nicht und beim heutigen Personalmangel wohl kaum realisierbar.)

HBZ, Jugendamtsvorsteher

Der VSA sollte die Ausbildung und Weiterbildung der Heimleiter als Hauptaufgabe sehen. Neben pädagogischer und psychologischer Schulung dürfen Kurse für technisches Können, für Mitarbeiterschulung, Mitarbeiterführung, für die speziellen Anliegen der Sonderschulheime (in Zusammenarbeit mit PRO INFIRMIS), für Gruppenarbeit nicht vernachlässigt werden. Mitarbeiter sind heute meist besser ausgebildet als die Leiter, daher viel Spannungen und Differenzen und Weglaufen qualifizierter Leute. Verwaltungs- und Buchhaltungsarbeit beanspruchen zuviel Kraft und Zeit, wenn kein Können und kein Wissen in diesen Aufgaben zur Verfügung steht.

DTB, Seminarlehrer

Die Heime als Institution sollten an pädagogische und psychologische Forschung appellieren, sich nicht nur mit Schule und Einzelführung, sondern auch mit den Aufgaben der Heime befassen.

Heime sollten bereit sein, sich durchleuchten zu lassen, um Arbeits- und Organisationsstruktur verbessern zu können. Zwischen sehr guten Heimen und wenig guten Heimen ist heute ein zu grosses Gefälle. Die Ausbildung, die sich auf den Stand der Heime ausrichten muss, leidet unter dieser grossen Differenz.

Alle in Heimen Tätigen sollten alles daran setzen, eine internationale Ausbildung zu erreichen bei allen am Beruf beteiligten.

Zwischen Leitern und Mitarbeitern muss ein kollektives Berufsbewusstsein wachsen. Es wirkt ausserordentlich negativ auf das Gedeihen der Arbeit in Heimen, wenn Leiter, als Vertreter der Institutionen, und Mitarbeiter, als Glieder der Angestelltengewerkschaft, gegeneinander auftreten in Lohn- oder Kompetenzfragen. Ideal ist, wenn Mitarbeiter zu Mitträgern werden.

RKM, Leiter einer psych. Klinik

Eine grosse Gefahr für die Heime sehen wir zurzeit vor allem darin, dass es grösste Schwierigkeiten bereitet, geeignete Leiter, genügend ausgebildete Leute für die Führung von Heimen zu finden. Es gibt wohl organisatorische Mängel, die behoben werden können. Wir glauben auch, dass eine bestimmte Aufklärung auf breiterer Basis vielleicht doch einiges verbessern könnte. Man wird, der Not gehorchend, auf eine vermehrte Trennung bei Heimleitern von Heim und eigener Familie achten und die Mitarbeit der Gattin anders einschätzen müssen.

Man kann wohl kaum je sagen, der Stand der Heime genüge und könne belassen werden. Schon die dauernde soziale Umschichtung verlangt immer wieder Anpassung, und neue Erkenntnisse müssen zu Anpassung drängen. Das Heim- und Anstaltswesen muss in einer steten dynamischen Entwicklung stehen. Immer wieder werden in dieser oder jener Richtung neue Institutionen nötig und es darf auch nicht davor zurückgeschreckt werden, Heime, die baulich, organisatorisch oder personell nicht mehr genügen können, zu schliessen.

MKB, Fürsorgechef

Der bauliche Zustand der Heime ist ganz allgemein in den Jahren seit dem letzten Krieg gewaltig verbessert worden, und viele Pläne liegen noch zur Verbesserung bereit.

Alle mir bekannten Heimleiter beschäftigen sich intensiv mit der Verbesserung des Vorhandenen und vor allem der Leistungen. Man strengt sich an, um dem Schutzbefohlenen besser und wirksamer helfen zu können. Ich darf feststellen, dass Routine überall durch ein bewusstes Streben nach besserer Leistung ersetzt worden ist. Die Heimleiter durchdenken ihre Arbeit und sind sich selber gegenüber kritisch eingestellt.

Die Personalrekrutierung ist unbefriedigend. Es mangelt an Leuten, die bereit sind, in verschiedenen Funktionen ihren Dienst zu leisten. Die Ausbildung ist da, wo ich Einblick habe, auf dem rechten Wege. Trotzdem ist es nicht immer so, dass die unvermeidliche tägliche Kleinarbeit als etwas Selbstverständliches gefeiert wird. Die grösste Gefahr für die Heimarbeit besteht in der Entwicklung zur wohlorganisierten Institution, in der die Innehaltung der Arbeitszeit resp. Freizeit wichtiger wird als die menschliche Anteilnahme am Nächsten.

Ich habe volles Verständnis für eine angemessene verkürzte Arbeitszeit. Die Gefahr, dass die Bindung an die Aufgabe und an die Schutzbefohlenen zu lose wird, ist jedoch gross. Heimleitern, welche diese Not sehen und beim Feststellen von Mängeln helfend einspringen, stehen in ständiger Gefahr der Ueberbeanspruchung.

DHZ, Fürsorgesekretär

Die Altersheime der öffentlichen Verwaltungen bemühen sich sehr, den heutigen Anforderungen sich anzupassen. Ein gesunder Wettstreit fördert diese Entwicklung, darf aber nicht zu Eigensinn und falschem Stolz führen, Mittelpunkt soll der Pflegling bleiben, nicht der Leiter und nicht die Kommission.

ENW, Fürsorgechef

Bei Altersheim-Neubauten ist darauf zu achten, dass neben Einerzimmern auch Zimmer für Ehepaare eingerichtet werden. Alle Zimmer müssen mit Kalt- und Warmwasser und Anschlüssen für Telefon, Radio und Fernsehen ausgerüstet sein. Die Zukunft wird dies fordern. Wer sich nicht vorsieht, wird bald veralten. Bald werden auch Zimmer mit eigenem WC verlangt werden.

WRZ, Fürsorgeseekretär

In den Altersheimen steigt das Durchschnittsalter der Pensionäre ständig. Das erfordert in vermehrtem Masse Einrichtungen für Chronischkranke, möglichst im Altersheim, um grosse Wechsel zu vermeiden. Das «Abgeschobenwerden» tut im Alter besonders weh.

ENW, Fürsorgechef

Altersheime sollen so zentral wie möglich liegen, in jedem Falle inmitten eines Wohngebietes. Alte Leute wollen nicht von der menschlichen Gemeinschaft ausgeschlossen sein, sondern mit ihr im engen Kontakt leben. Die Mehrheit der um einen Platz im Altersheim nachsuchenden Leute wünschten in das Heim am Marktplatz zu ziehen und wenn möglich eines der Zimmer auf den Marktplatz zu erhalten, obschon gerade diese dem Strassenlärm besonders ausgesetzt sind.

DHZ, Fürsorgeseekretär

Die Gefahr, dass private Altersheime rein als Geschäft aufgezogen werden, ist heute gross, und es müssen heute deprimierende Auswüchse festgestellt werden. Die Gesetzgebung hat heute noch wenig Möglichkeit, korrigierend einzugreifen, und der grosse Bedarf an Altersheimplätzen verhindert eine natürliche Regulierung.

DWK, Fürsorge-Sekretärin

Die Benennung der Heime muss so erfolgen, dass sich die Insassen davon nicht verletzt fühlen.

In den Antworten liegt ein Programm!

Wer sich vergegenwärtigt, was in diesen Aeusserungen ausgesagt worden ist, wird zugeben müssen, dass in den Erklärungen ein ganzes Programm enthalten ist, und zwar eines für Generationen. Ich muss es mir versagen, auf einzelne Punkte schon hier einzutreten. Sie kommen nämlich wieder und wieder, und ich werde sie später behandeln. Immerhin möchte ich jetzt drei Dinge herausgreifen:

1. Sie haben doch hoffentlich festgestellt, dass man Ihre Leistung, Ihren Willen zur Veränderung und zum Fortschritt anerkennt. Dahinter steht jedoch
2. eine gewisse Reserve: Fortschritt — ja, aber... Es zeigt sich ein gewisses Unbehagen angesichts des baulich-organisatorischen Fortschritts im Heim und der Gefahr menschlicher Verarmung in den Beziehungen. Das kommt immer wieder deutlich zum Ausdruck.

Diese uns alle bedrängende Aussicht, dass durch die äussere, technische Perfektionierung vielleicht der direkte menschliche Kontakt, der Umgang bedroht sein könnte! Ich frage mich und ich frage Sie, ob diese Alternative — organisatorischer Fortschritt einerseits und menschliche Verarmung andererseits — als solche richtig ist? Muss es unbedingt so sein? Wenn nein — was kann man dagegen tun? Und

3. haben Sie gewiss wiederholt festgestellt, wie sehr wir in einer Gesellschaft leben, die in Veränderung begriffen ist. Mir kommt unsere Gesellschaft vor wie ein pubertierendes Kind, mitten in Wachstumsschüben drin: Es kann neugekaufte Kleider nach drei Monaten schon nicht mehr tragen. Solche Wandlungen schaffen neue Probleme, sie schaffen neue Formen der Hilfe und der Pflegebedürftigkeit und auch neue Arten, ihnen zu begegnen. Wir kommen offenbar nicht darum herum, diesen Wandlungen zu folgen. Es liegt dabei in der Logik der Aufgabe der Heime, dass diese den Wandlungen zwar folgen, ihnen aber nicht vorseilen. Denn wir wollen ja in den Heimen nicht die Gesellschaft reformieren. Das überlassen wir der Gesellschaft selbst. Immerhin sind die Tendenzen, wie sie im Anspruch an den «individualisierten Komfort» hervortreten, doch sehr deutlich zu vermerken: Ansprüche auf das eigene Bad, das eigene WC, das eigene Telefon. In diesen Aeusserungen manifestiert sich das Problem der Individualisierung des täglichen Lebens und des Lebenskomfortes, der uns Heutigen, welche morgen ins Altersheim kommen, als die Selbstverständlichkeit des Tages geboten wird. Und Sie sehen, welche Vorbereitung auf Verzicht oder welche Bedrohung im Hinblick auf diesen Verzicht dahintersteht. Das ist ein grosses Problem!

KLEINE PAUSE

Ihr eifriges Gespräch in der Pause bezeugt, dass Sie das, was Sie bisher zu hören bekommen haben, ange-regt hat — ich hoffe: wenn immer möglich nicht aufgeregt! Nun folgt, wie angekündigt, ein längerer Abschnitt des Tonbandes über Kinder- und Jugendheime. Dazu können ein paar Feststellungen vorausgeschickt werden. Ich habe schon früher erwähnt, dass es durchaus möglich ist, die Aeusserungen in Gegensätzen zu ordnen. Ein erster derartiger Gegensatz, eine erste Polarität, ein erster Antagonismus liegt in den zwei verschiedenen Facetten des Wohls. Auf der einen Seite das Zöglings-Wohl, auf der andern Seite das Personal-Wohl: Sie werden ohne Zweifel merken, wie das durchwegs zur Aussage kommt. Es geht in den Antworten einerseits um die Kontinuität der menschlichen Beziehungen einerseits (Zöglingswohl) und es geht andererseits um die Frage der Entlastung des Personals durch vermehrte Ablösung (Personalwohl), und es geht vor allem um die Frage der Ueberlastung der Leiter (Leiterwohl).

Ein zweiter Antagonismus spiegelt sich in der Frage der Ueber- oder Unterbetreuung von Zöglingen wider. Auch dieser Gegensatz wird deutlich herausgestellt, vor allem am Beispiel des Gruppensystems. Es ist hochinteressant zu sehen, wie hier die Meinungen aufeinanderprallen: nämlich über das Ungenügen oder Versagen wegen Ueberbetreuung oder Unterbetreuung mit demselben System! Weiter werden Sie Ihre Aufmerksamkeit richten auf Aeusserungen über den neuen, mo-

dernen Heimtyp des Wocheninternats, in welchen sich die gleiche Polarität der Beurteilungen feststellen lässt. Ich überlasse es Ihnen, über die Doppeldeutigkeit der Motive, die in diesen Urteilen stecken könnte, nachzudenken. Ein weiteres Gegensatz-Stichwort ist die IV. Und schliesslich noch ein letzter Antagonismus: die Frage der Bildung von Mitarbeitern aller Stufen und die Frage der Führung dieser Mitarbeiter— auch auf allen Stufen. Sie werden den Appell deutlich heraus hören, die Ausbildungsfrage gründlich zu überdenken, und zwar im Sinne der Zusammenarbeit und der Koordination auf gesamtschweizerischer Ebene.

HSH, Amtsvormund

Nach meinen Erfahrungen geben sich unsere Heime ehrlich Mühe, den heutigen Anforderungen zu genügen. Die neuen Ausbildungsstätten wirken sich dabei sicher positiv aus. Meine eigenen Schützlinge fühlen sich in Heimen, wo die Gruppenbildung verwirklicht wurde, am wohlsten. Die Nachbildung der Familie im Heim ist sicher erstrebenswert.

Wenn ich auch alle Spezialheime sehr zu schätzen weiss, so dürfen die eigentlichen Kinderheime, wo Geschwister gemeinsam aufwachsen können, auch wenn sie begabungs- oder belastungsmässig nicht in die gleiche Stufe gehören, nicht vergessen werden.

Wenn die fortschrittlichen Heime sich bemühen werden, auch noch die unerlässliche «Nestwärme» zu vermitteln, so sind wir besonders froh.

ELZ, Fürsorgesekretärin

Es ist erfreulich, dass Sonderschulheime als Wocheninternate entstehen. Zwischen Schule und Elternhaus entsteht dadurch ein viel engerer, praktischer Kontakt, und die Familie lernt, das behinderte Kind tragen und führen und vermag dadurch auch später die Verantwortung für einen lebenslänglich Hilfsbedürftigen zu übernehmen. Diese richtige und zu fördernde Entwicklung hat aber auch ihre Schattenseiten, die nicht genügend beachtet werden. Das Wocheninternat wird oft in erster Linie wegen des Personals und nicht aus pädagogischen Gründen gewählt, gleichgültig ob dies erzieherisch, gesundheitlich und geographisch richtig ist oder nicht. Manche Kinder werden fraglos durch zu weite Reisen und besonders durch ständigen Wechsel von zwei oder mehreren Milieus überfordert. Das Wocheninternat dürfte daher nie strikte für alle (Kinder) Schüler durchgeführt werden, sondern muss von Fall zu Fall für jedes Kind primär von seinen Bedürfnissen her gelöst werden.

Wir wissen, dass dieser Forderung ausser dem Personalproblem auch finanzielle Schwierigkeiten entgegenstehen, da die IV die wöchentlichen Reisekosten nur dann übernimmt, wenn das Heim über das Wochenende ganz geschlossen bleibt. Würden die Heime vereint und überzeugt für die pädagogische Notwendigkeit einer individuellen Regelung eintreten, so müsste und würde sicherlich auch die Sozialversicherung Hand bieten.

Eine andere wenig erfreuliche Entwicklung hängt indirekt ebenfalls mit sozialpolitischen Problemen zusammen. Weil die unter die IV fallenden Heime mit gesicherten Kostgeldbeiträgen sowie Betriebssubventionen der IV rechnen können, haben sich viele Erzie-

hungsheime für Schwererziehbare in Sonderschulen für Geistesschwache umgewandelt. Nun besteht zwar ein grosser Mangel an Platz für geistesschwache Kinder. Nach guten Erziehungsheimen ist die Nachfrage aber ebensogross. Solche Umstellungen reissen darum nur neue Löcher auf. Es ist aber auch pädagogisch oft problematisch, wenn ein Kleinheim sich einfach eine Hilfsklasse angliedert, die aber als Sammelklasse den verschiedenen Altersklassen nicht wirklich gerecht zu werden vermag. Auch die Mischung schwererziehbarer mit erzieherisch ganz anders zu führenden geistesschwachen Kindern bringt neue Unzulänglichkeiten mit sich.

Eine ähnliche Entwicklung zeichnet sich bei den Heimen für nicht eingliederungsfähige Jugendliche und Erwachsene ab, die aus finanziellen Gründen mehr und mehr Anlernaufgaben übernehmen und damit die dringend notwendigen Plätze für Pflegebedürftige noch mehr vermindern. Im Bewusstsein der Öffentlichkeit und der zuständigen Amtsstellen müssten deshalb die «nicht rentierenden» erzieherischen und pflegerischen Aufgaben durch planmässige Aufklärung als ebenso wichtig und selbstverständlich verankert werden wie jene Zweige der Anstaltsarbeit, die sichtbarere Erfolge und Renditen (ausweisen können) auszuweisen vermögen.

AWB, Amtsvormund

Das Wochenend- und Ferienproblem wird für die Fürsorge zur grossen Not. Es ist aber die Not der Heiminsassen, die so vielmal im Jahr verschachert werden müssen, damit das Personal frei wird. Wo bleibt da der Vergleich mit der guten Familie? Die Heiminsassen werden dadurch einer neuen Heimatlosigkeit ausgesetzt. (Ausspruch eines Heimkinds über seine Gruppenmutter: si hat die halbi Zyt frei und wenn si da isch, isch si anere Besprächig.)

AHB, Psychologin

So sehr dem Personal genügend Freizeit zu gönnen ist, so ungünstig wirken sich Frei-Tage, Ablösung und 5-Tage-Woche auf die Kinder aus. Ein Problem ist die Grösse des Heimes. Wünschenswert ist der Kleinbetrieb, das heisst die Grossfamilie. Da müssen aber die wenigen Angestellten über enorm vielseitige Kenntnisse und Fähigkeiten verfügen. Je grösser das Heim, um so weniger kann sich der Familiencharakter, auch in Gruppen nicht, halten. Eine wohl kaum zu umgehende Schwierigkeit besteht darin, dass in einem Heim allzu viele Schwierige massiert werden. Mehr Differenzierung ist aber notwendig zwischen milieugeschädigten und schizoid-psychopathischen Kindern. Die Tendenz, Buben von Männern und Mädchen von Frauen betreuen zu lassen, scheint mir nicht günstig. Mindestens die Heimleitung sollte ein Ehepaar haben. Reine Frauenbetriebe sind nicht zu empfehlen. Männliche Erzieher sollten verheiratet sein.

Bei allem Idealismus und allem sozialen Helferwillen fehlen manchmal doch gewisse psychologische Kenntnisse. Diesem Mangel kann intern mit Personalberatung unter Beizug eines Psychologen oder Psychiaters begegnet werden. Die Einweisung «auf Dauer der Lehrzeit» bringt oft die Situation, dass Leute «überreif» und vom Heimkoller befallen, fast untragbar werden, dass

alle getane Erzieherarbeit zunichte gemacht wird. Halboffene Heime können da helfen.

AHT, Schriftsteller

Aus meinen Begegnungen mit Heim-Insassen ergab sich deutlich, dass alle immer «heim» wollten, ganz besonders bei denen, die auflehnisch, verbrecherisch wurden. Dabei hatte keiner von ihnen bei seinen Eltern ein richtiges «Heim». Daraus ergibt sich wohl, dass es die wichtigste Aufgabe einer Leitung sei, vor aller «Sittenlehre» den Schützlingen «Heimat» zu bieten.

FWB, Handwerks-Lehrmeister

Es fällt auf, dass Kinder aus intensiv betreuten, kleinen Gruppen sehr oft versagen im Leben. Sie werden zu sehr umsorgt, vor allen Problemen bewahrt und erweisen sich als lebensuntüchtig, wenn sie freigestellt werden. In kleinen Gruppen werden die Kinder in starre Formen gedrückt, meist von jungen Leuten betreut, die wohl theoretische Schulung haben, aber selber noch keine Männer, keine Frauen sind. Von den Kindern wird das brave Verhalten eines Erwachsenen gefordert, Lachen, Lärmen, Sich-Balgen, Streichespielen, Austoben ist verpönt, verboten. Doch gehört dies zum Kinderleben wie die Muttermilch zum Kleinkind. Das Kind, dem die kindlichen Bedürfnisse vorenthalten werden, wird später die Rechnung stellen als Gammeler, als Krimineller. Das Kind braucht die Mutter, den Vater. Der Hausvater im modernen Heim sitzt im Büro, in Besprechungen, in Kommissionen, ist in Administration und Organisation für das Kind verloren. Das von seinen eigenen Eltern betrogene Kind kann an Surrogaten nicht gesunden, es braucht einen Vater, eine Mutter. Heime mit viel Asphalt und sauber gepflegten, aber verbotenen Grünflächen und dafür teuren Bastelwerkstätten sind lebensfremd, und der ungeheure Aufwand dafür ist verworfenes Geld.

AWB, Amtsvormund

Nachgehende Fürsorge muss wieder mehr auch Aufgabe der Heime werden, in enger Zusammenarbeit mit der offenen Fürsorge, die heute vielfach auch nicht mehr genügend Zeit und Kraft hat, zu verhindern, dass Entlassene wieder heimatlos werden.

BBP, Heilpädagogin

Ich glaube, dass geistige und charakterliche Bildung des Heimleiters einer der Schlüssel ist zu guten Heimen. Durch gründliche Vorschulung und ständige Weiterbildung kann die Kluft zwischen alten Hasen und jungem Heimpersonal überwunden werden. Von einem geschulten Praktiker lässt sich ein junger Erzieher, der die Psychologie nur halb verdaut hat, eher zum rechten Mass führen, als von einem Vorgesetzten, der sich rein aus der Praxis über theoretisches Diskutieren erhaben wähnt.

AWB, Amtsvormund

Bewahrungskrank, das heisst fast unfähig im Anpassen an das freie Leben in der Öffentlichkeit, zeigen sich

heute vor allem Kinder aus Heimen mit intensiver Gruppenbetreuung. Sie sind sich zu sehr gewohnt, dass in allen Teilen für sie gesorgt wird.

MKB, Fürsorgechef

Wenn das Verständnis für eine konsequente Erziehung zu einer konstanten Arbeitsleistung häufig ausserhalb der Heime nicht mehr vorhanden zu sein scheint, darf trotzdem in der Heimerziehung diesen Tendenzen nicht nachgegeben werden, wenn das Ziel nicht verfehlt werden will: die Erziehung zur Lebenstüchtigkeit.

BKM, Leiter einer psychiatrischen Klinik

Wir haben häufig mit der Heimversorgung sittlich und kriminell gefährdeter Jugendlicher und Kinder zu tun. Da ist das grosse zentrale Problem: die zusätzliche Gefährdung dieser Zöglinge durch schlechte Elemente im Heim. Das ist ein Problem, das wohl nirgends gelöst ist und vielleicht an sich unlösbar ist, auf das man aber doch immer wieder hinweisen muss. Vielleicht lässt sich die Gefahr durch geeignete Massnahmen doch mildern, zum Beispiel dadurch, dass man diesen Zöglingen Einzelzimmer gibt, auch bauliche Einrichtungen, wie Anordnung von Toiletten, Wasch- und Badezimmer, können helfen. Die Art und Weise, wie Zöglinge beschäftigt werden, ist wichtig.

WBW, Jugendamtsvorsteher, Jugendsekretär

Viele Heimschulen haben immer noch sehr ungeeignete bis unfähige Lehrkräfte. Zu junge und unerfahrene Gruppenleiter und Gruppenleiterinnen betreuen zu oft Schützlinge in den letzten Schuljahren.

MRA, ehemaliger Heimleiter

Es ist kein Geheimnis, dass im Erziehungssektor heute Menschen angestellt werden müssen, denen die notwendige Qualifikation fehlt. Oft wenden sich Leute der Erziehungsarbeit zu, die irgendwie mit sich selber nicht fertig geworden sind. Während Industrie und Verkehr schon seit langem ihren Nachwuchs für verantwortungsvolle Posten gründlich auf Eignung testen lassen, scheint dies für Erziehungsarbeit nicht notwendig zu sein. Hier begnügt man sich immer noch damit, das Wissen zu prüfen. Wer seine Examen besteht, wird kraft seines Diplomes auf die Jugend losgelassen. Alle in der Erziehung Tätigen sollten vor allem auf ihre charakterliche Eignung geprüft werden. Dadurch würde der Beruf aufgewertet.

Eine Erscheinung, die heute mehr zu denken gibt, bildet der starke Wechsel des Erziehungspersonals in Heimen. Solange ein Heim als Grossfamilie geführt wurde und fähige Hauseltern als Seele der Gemeinschaft eine unverrückbare Konstanz bildeten, behielt auch die Erziehungsarbeit trotz des Wechsels eine notwendige Beständigkeit. Das heutige Gruppensystem ist viel empfindlicher, es erfordert besonders qualifizierte Erzieher, die zudem für eine gewisse Beständigkeit garantieren. Hauseltern, die sich nur für eine reibungslose Organisation einsetzen, gute Hof-, Haus- und Geldverwalter sind, genügen vielleicht für eine Ferienkolonie, nicht aber für ein Heim.

Sie fragen, ob uns Wertvolles aufgefallen sei. Da dürfen wir mit gutem Gewissen ja sagen. Wir arbeiteten in einem Heim — damals war es zwar «nur eine Anstalt». Diese wurde durch die Hauseltern so geführt, dass das Wertvolle das Banale überwog. Wir haben erlebt, wie Kinder sich richtig daheimfühlten und regelrecht aufblühten. Wir haben auch erlebt, wie ehemalige Zöglinge in Scharen immer wieder den Weg ins Heim, zu den Hauseltern fanden, und konnten so sehen, wie viele, die als schwer milieugeschädigte Kinder eingeliefert worden waren, sich im späteren Leben erfreulich bewährten. Misserfolge gab es auch, wie überall, sie konnten aber unsere positive Einstellung der Heimarbeit gegenüber nicht schmälern. In der öffentlichen Meinung werden meist nur Skandale und Fehlritte diskutiert. Das Wertvolle bleibt verborgen. Da ist etwas zu verbessern!

DRB, Jugendanwalt

Ganz allgemein möchte ich die Bestrebungen, die in den letzten Jahren in der Heimerziehung unternommen wurden, sehr begrüssen. Indem versucht wurde, durch die Einführung des Gruppensystems dem Aufenthalt im Erziehungsheim einen familienähnlichen Charakter zu geben, sind sicher grosse Fortschritte erzielt worden, und die Chancen einer erfolgreichen Nacherziehung haben sich vergrössert.

WHZ, Kommissionsmitglied

Trotz den vielfältigen Errungenschaften unserer Zeit benötigen wir heute und in Zukunft unsere Heime mehr denn je.

Es ist daher durchaus angezeigt, dass unsere Heime baulich in guten Stand gebracht und erneuert werden. Die baulichen Probleme dürfen uns aber nicht hindern zu sehen, dass die Qualitäten eines Heimes in allererster Linie von den Fähigkeiten, der Einsatzbereitschaft und Einsatzfreudigkeit der Hauseltern oder Heimleiter und auch ihres Personals abhängen.

Darum wird es die wichtigste Aufgabe des VSA sein, sich mit allen Kräften für die Heranziehung und Ausbildung von Heimleitern, Erziehern und Erzieherinnen einzusetzen.

OSZ, Jugendamtsvorsteher

Wo es um Menschen geht, rate ich immer zu Bedächtigkeit im Blick auf Neuerungen. Heimeltern sollten sich nicht zu Neuerungen entschliessen, wenn sie innerlich dazu nicht ja sagen können. Die Oeffnung der Heime gegen aussen ist schrittweise erfolgt. Das ist gut so. Wichtig ist, dass sich Erzieher und Heimeltern intensiv bemühen, ihren Schützlingen ein Heim zu bieten.

DRB, Jugendanwalt

Eine gewisse Diskrepanz sehe ich darin, dass dem heimversorgten Kind oder Jugendlichen alle Vorteile einer individuellen Betreuung zugute kommen, indem sich Psychologen, Psychiater, Erzieher usw. eingehend mit solchen Zöglingen beschäftigen, während die Brücke zwischen offener Fürsorge und Heimerziehung nicht unbedingt intakt ist.

OSZ, Jugendamtsvorsteher

Verbesserungen scheinen mir besonders notwendig in Heimen für Behinderte und Gebrechliche. Hier sollten mit den modernen Erkenntnissen der medizinischen Therapie vermehrt Experimente gewagt werden. Es kommt noch immer vor, dass pflegebedürftige idiotische Kinder einfach liegen gelassen werden, ohne dass versucht wird, sie in irgend einer Richtung zu fördern. Beispiele können genannt werden.

WHZ, Kommissionsmitglied

Eine spezielle Aufgabe, die bei der Heimerziehung nicht ausser acht gelassen werden sollte, ist die, das Kind auch in der Betriebsamkeit des Heimes zu lehren, allein zu sein und sich allein zu beschäftigen.

DRB, Jugendanwalt

Die Zahl der Kinder und Jugendlichen, bei denen eine Heimversorgung in Erwägung gezogen werden muss, ist ziemlich gross, und noch häufiger sind die Fälle, in denen sofort gehandelt werden sollte. Dazu fehlen die nötigen Durchgangsheime. Ich bin mir der Schwierigkeiten solcher Heime bewusst, lassen sich doch kaum Erzieher finden, die solche kurzfristige Fälle betreuen wollen. Der Aufenthalt in einem Durchgangsheim hätte meines Erachtens aber weitgehend die Aufgabe eines Beobachtungsheimes zu erfüllen, indem dort, ohne dass unbedingt in jedem Fall ein Psychiater zugezogen werden müsste, die nötigen Abklärungen vorgenommen werden könnten. Solche Durchgangsheime — vielleicht lässt sich ein besserer Name finden — müsste es für Jugendliche und Schulkinder geben, und dank der dort möglichen Abklärungen wäre durch das bessere Selektionsprinzip auch eine Verbesserung der Heimerziehung möglich.

OSZ, Jugendamtsvorsteher

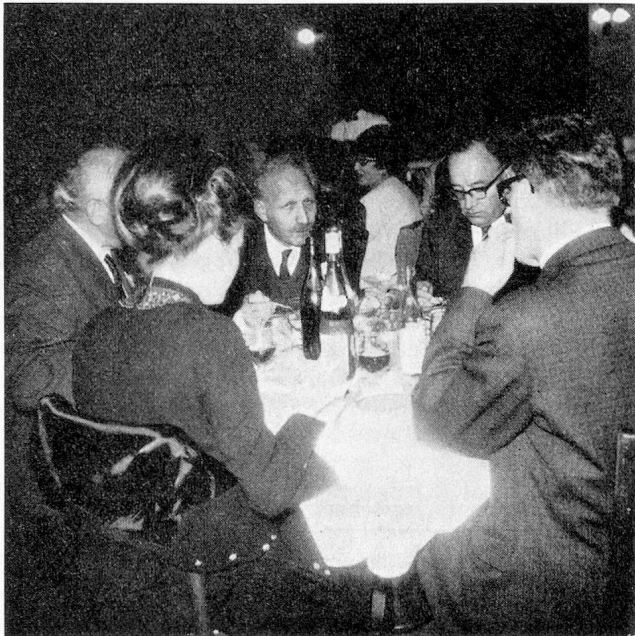
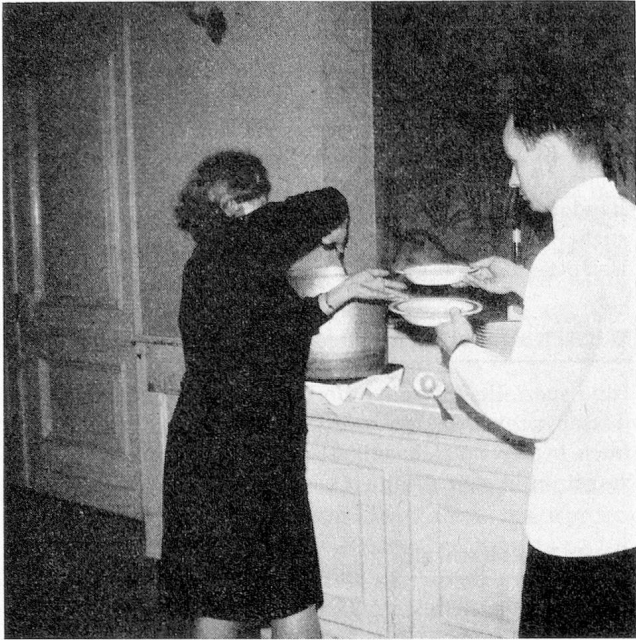
Schwere Probleme können entstehen, wenn Heimmitarbeiter und Heimeltern diametral entgegengesetzte Betreuungskonzeptionen vertreten. Wer schon lange in der sozialen Arbeit tätig ist, weiss, dass der schlimmste Schützling leichter zu betreuen ist, als die Zusammenarbeit mit einem nicht ins Team passenden Mitarbeiter. Schwierigkeiten tauchen immer dann auf, wenn Heimeltern oder Versorger oder Eltern für ihre Anliegen sachliche Gründe vorschieben, ihr eigenes Prestige aber zu wichtig nehmen.

WRZ, Fürsorgesekretär

Die früher in Mädchenheimen zu erlernenden Berufe, wie Wäscherin, Glätterin, Schneiderin, sind nicht mehr gefragt, weder vom Arbeitsmarkt noch von den Anwärtern her. Dafür zeigt sich ein Bedürfnis nach Heimen mit Abschlussklassen, Werkjahr und Haushalt-lehrjahr.

OSZ, Jugendamtsvorsteher

Als Versorger dürfen wir sagen, dass die Zusammenarbeit zwischen Heimen, Eltern und uns heute mit we-



Bankett im Waldstätterhof: Wo so viel Appetit vorhanden, muss der Nachschub klappen!

nig Ausnahmen eine äusserst gute ist. Dies war früher nicht immer die Regel. Allerdings muss man aufpassen, dass von den Heimen her auf Drängen der Eltern oder Versorger oder der Öffentlichkeit diese Entwicklung nicht ins andere Extrem gerät: von der Anstalt zum Heim, in dem das Kind nicht daheim ist, das heisst überall ein wenig verwurzelt, nirgends aber Halt findet. Ob in allen Schul- und Kinderheimen das Gruppensystem das richtige ist, möchte ich sehr bezweifeln. Alles Neue wird in der Regel idealisiert und das Alte verdammt. Vielleicht sollten wir uns darauf besinnen, ob nicht im Alten mehr Bewährtes sei, als im noch unbekanntem Neuen angeboten wird.

Mit der Wandlung von der Anstalt zum Heim hat sich die Tendenz der Heime ergeben, schwierigste Kinder nicht mehr aufzunehmen. Damit drängen sich für Versorger schwierigste Probleme auf.

AWB, Amtsvormund

Es fehlen Kleinheime mit Familiencharakter (bis 30 Kinder) für Buben und Mädchen gemischt, damit auch Geschwister beieinander bleiben können. Heime, in denen die Hauseltern mit jedem einzelnen Kind eine vater- oder mutterähnliche Beziehung haben können. Diese Heime sollten an Orten sein, wo die Kinder öffentliche Schulen besuchen können, damit auch unterschiedlich begabte oder belastete Kinder einer Familie beieinander bleiben können.

Es fehlen Sonderschulen für jugendliche Körperbehinderte, speziell für Sonderpflegefälle auf Dauer, mit Möglichkeit für sinnvolle Betätigung.

Es fehlen Altersheime, insbesondere Alterssiedlungen mit Möglichkeit zu Selbstverpflegung oder Gemeinschaftsverpflegung.

Lehrlingsheime werden immer nötiger. Es sind für Fürsorgezöglinge kaum mehr Lehrstellen mit Unterkunft zu finden, auch Privatunterkünfte werden seltener, da die Familien frei sein wollen über Wochenende und Ferienzeiten.

HSH, Amtsvormund

Es fehlen immer mehr Lehrlingsheime, wo sich die Jugendlichen in der Freizeit (auch über Wochenende und Ferien) aufhalten können und sich wohl fühlen. Ich betrachte es als unbefriedigend, wenn Lehrlinge im Kinderheim, wo sie aufgewachsen sind, bleiben. Ich kenne die Vorteile dieser Lösung, doch sind die Nachteile meines Erachtens überwiegend.

LBB, Jugendanwalt

Mehr Durchgangsheime mit Notfallplätzen sind notwendig, damit Fehlplatzierungen vermieden werden.

HSH, Amtsvormund

In der Fürsorge fehlen vor allem Uebergangsheime, wo Schützlinge, junge oder alte, vorübergehend Aufnahme finden können, bis die geeignete Lösung für sie gefunden ist, wenn eine unverzügliche Versetzung sich aufdrängt.

Es fehlen Plätze in Beobachtungsstationen für Jugendliche. Es ist stossend, wenn 16- bis 20jährige Jugendliche wegen des Mangels an geeigneten Beobachtungsstationen in psychiatrische Kliniken für Erwachsene eingewiesen werden müssen.

DRB, Jugendanwalt

Ein grosser Mangel besteht an Lehrlingsheimen. Es kommt häufig vor, dass sich für Jugendliche, die im häuslichen Milieu nicht tragbar sind, eine Heimplatzierung nur deshalb aufdrängt, weil keine oder zuwenig Lehrlingsheime, in welchen auch Erziehungsarbeit geleistet wird, zur Verfügung stehen.

WRZ, Fürsorgesekretär

Es fehlen Wohnheime, halboffene Heime für männliche und weibliche Jugendliche.

Sie haben sicherlich aus diesem Teil des Tonbands herausgehört, dass es so etwas wie ein Problem der unbeabsichtigten Nebenwirkungen aller sozialpolitischen Einrichtungen (Versicherungen) gibt. Und jetzt möchte ich noch eine kurze Vorschau wagen auf das, was im letzten Abschnitt folgen wird. Es handelt sich, wie ich wiederhole, um einen kleinen Abschnitt mit allgemeinen Aussagen, insbesondere zum Thema Altersheim.

DUZ, Fürsorgechef

Mit der Einrichtung von IV-Sonderschulheimen sind vor allem den Fürsorgestellten sehr viel neue Sorgen erwachsen. Leider werden dabei die Sorgen um die Finanzierung, mehr als die Sorge um das Gedeihen des Schützlings, entscheidende Faktoren.

HBZ, Jugendamtsvorsteher

Dringend nötig sind mehr Wohnheime für Geistig-Invalide. (Viele bleiben nach Eingliederung heimatlos und verkommen, und die Eingliederungsmassnahmen bleiben dadurch fruchtlos.)

DSR, Seminarleiter

Es mangeln Heime für Mehrfachgebrechliche, Cerebral-Gehörgeschädigte, Geistesschwach-Gehörgeschädigte. Richtlinien für Heimbauten sollten nicht nur Normmasse enthalten, auch der geistige Gehalt sollte umschrieben werden. Heim-Architekten sind dankbar für Mitarbeit der Heilpädagogen.

WBW, Jugendamtsvorsteher / Jugendsekretär

Anliegen der Heimleitungen finden oft bei Kommissionen und verstehenden Behörden zuwenig Gehör. So werden dringende Verbesserungen jeglicher Art auf die lange Bank geschoben.

WLB, Jugendamtsvorsteher / Jugendsekretär

Unser Amt hat vorab rein private Heime zu kontrollieren. Da fällt auf, dass oft die Inhaber zu alt werden, das heisst zu lange in ihrer Aufgabe ausharren müssen, da sich keine Nachfolge findet. Andererseits muss oft festgestellt werden, wie junge Leute in schwärmerischer Sentimentalität Schaden anrichten.

Aus rein finanziellen Erwägungen werden oft Heime überbesetzt in einem Masse, dass die Betreuung der Schützlinge kaum mehr genügen kann. Auch werden dabei die primitivsten Sicherheitsvorschriften ausser acht gelassen.

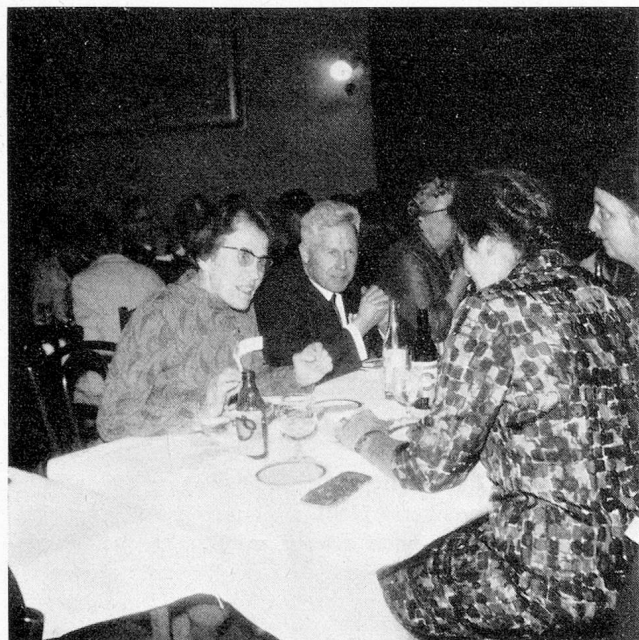
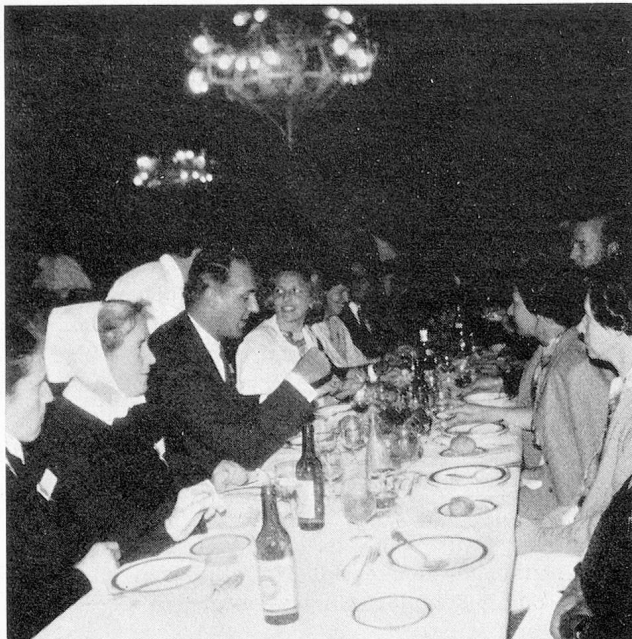
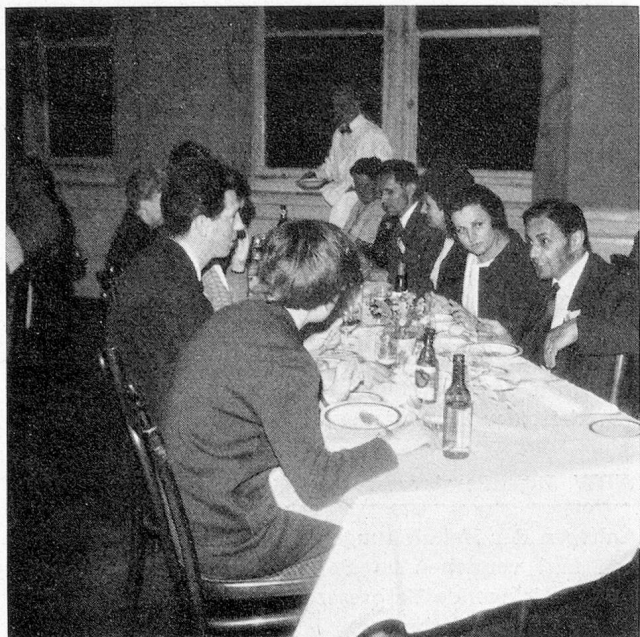
DWK, Fürsorgesekretär

Etwas ganz Aeusserliches scheint mir zuhanden der Heime beachtenswert: Habt acht auf Eure Prospekte! Vielerorts werden noch alte, überlebte Prospekte vorgelegt, nur weil noch Vorräte da sind. Damit sorgen die Heime selber dafür, dass eine antiquierte Ansicht über den Stand der Heime in der Oeffentlichkeit erhalten bleibt.

WRZ, Fürsorgesekretär

Die Betriebs- und Baukosten der Heime steigen ständig. Die gemeinnützigen Heime sind deswegen immer mehr auf öffentliche Beiträge angewiesen. Glücklicherweise betrachtet sich in unserem freiheitlichen Staatswesen die öffentliche Hand nicht als Vogt, sondern mehr als Förderer der gemeinnützigen Werke, sonst müsste diese Entwicklung zu grossen Bedenken Anlass geben.

In meinen abrundenden Anmerkungen zum Schluss dieser Tonband-Demonstration möchte ich einen Auspruch aufgreifen, der ganz am Anfang des Bandes gefallen ist. Der erste Satz hiess nämlich: «Sie nehmen Ihre Arbeit ernst!» Damit sind Sie alle als Heimleiter gemeint. Ich glaube es ist wichtig zu wissen, dass man dort, wo man (s)eine Arbeit ernst nimmt und zu ihr steht, auch dazu legitimiert ist, sie in der Gesellschaft zu präsentieren. Wichtig zu wissen, dass man seine



Nach dem gemeinsamen Nachtessen im Waldstätterhof: Was wäre ein Bankett ohne das gute Gespräch?

Arbeit und ihre Bedeutung nicht unter den Scheffel zu stellen braucht, weil wir sonst diese Gesellschaft mit unserer Zurückhaltung bloss verwöhnen. Und ich frage mich, ob nicht möglicherweise die Thematik der diesjährigen VSA-Tagung, die Formulierung des Tagungsthemas umkehrbar sein könnte. Sie formulierten doch: «Das Heim — von aussen gesehen.» Wenn Sie sich dazu aufraffen, in Zukunft Ihre Arbeit selbst in der Öffentlichkeit darzustellen, kommen Sie selbst vielleicht noch dazu zu formulieren: «Unsere Gesellschaft — von innen (nämlich vom Heim her) gesehen.» Und zu diesem umgekehrten Thema hätten Sie guten Gewissens etwas zu sagen!

Nach den Strapazen des vielstündigen Mithörens entliess Präsident Sonderegger die Tagungsteilnehmer gegen 18 Uhr frühzeitig in den sogenannten freien Abend, da sich begreiflicherweise niemand mehr ge-

neigt zeigte, sich in eine Aussprache über die in Vortrag, Tonbandreportage und Kommentaren aufgeworfenen Fragen verwickeln zu lassen. Der Redaktor schätzte sich aber glücklich, den Lesern einen spontan unter dem Eindruck des Gehörten zu Papier gebrachten Beitrag von Vorsteher Hans Kunz (s. S. 222 Kästchen!) vorlegen zu können, der geeignet sein dürfte, als Ersatz für die in Brunnen ausgebliebene Diskussion zu dienen, und der die Heimleiter dazu ermuntern sollte, diese Aussprache im Lauf der nächsten Monate im Fachblatt nachzuholen.

Eine Weile später traf sich männiglich wieder zum gemeinsamen Nachtessen im «Waldstätterhof», dem erst wenige Tage vorher aus dem Winterschlaf erwachten grossen Hotel am See. Der mächtige Festsaal war bis zum letzten Platz besetzt, und für Vizepräsident Erhard Appoloni, der zum letzten Male als Tafelmajor und Zeremonienmeister amtierte, muss es eine stolze

Freude gewesen sein, so viele Kollegen zur Tafel einzuladen und über so viele dem Teller zugeneigte Köpfe «regieren» zu können. Zum Nachtsch gab es eine Ueberraschung in Schwyzer Mundart: In einem feinen, charmanten Essay stellte Departementssekretär Dr. Th. Wiget den Gästen Land und Leute des Standes Schwyz vor. Dann schlug die Stunde des Aufbruchs. Die einen gingen zum Kegelschub (nach Schwyz), die andern zum Jass oder zum Tanz, und einige zogen sich still zurück, genehmigten sich einen Schlummertrunk und liessen sich im Bett vom Föhn noch eine «kleine Nachtmusik» blasen.

Mutationen im Vorstand

Ueber den Verlauf der Jahresversammlung, die am frühen Vormittags des 9. Mai in der Aula stattfand, gibt das in dieser Nummer ebenfalls abgedruckte Protokoll näheren Aufschluss. Hier genügt es zu sagen, dass sämtliche Kommissionsberichte und Rechnungen sowie die Jahresberichte des Präsidenten, des Geschäftsstellenleiters und der Stellenvermittlung ohne Gegenstimme gutgeheissen wurden. Auch die statuten-gemäss fällig gewordenen Vorstandswahlen passierten ohne jede Diskussion. Mit Akklamation wiedergewählt wurde Vereinspräsident Paul Sonderegger, der zum Dank für die geleistete grosse Arbeit verdientermassen mit einem Blumenstrauss geehrt wurde. An Stelle der bisherigen Vorstandsmitglieder Erhard Appoloni, Walther Bachmann und Gottfried Bürgi, die ihren Rücktritt erklärt hatten, wurden neu die Herren R. Fassler (Adlergarten, Winterthur), H. Kunz (Hochsteig, Wattwil) und U. Merz (Schenkung Dapples, Zürich) in den Vorstand abgeordnet, während ebenso einstimmig die Mandate der im Vorstand verbleibenden Mitglieder Fräulein M. Locher, Fräulein M. R. Rubli, K. Bollinger, J. Ramsauer, W. Rüetschi, G. Stamm und R. Thöni für eine weitere Amtsdauer erneuert wurden. Nach der Ehrung der Verstorbenen, der Veteranen und der Dienstjubilare (siehe Mutationsliste 1968) erinnerte Verwalter E. Stebler (St. Gallen) ziemlich kritisch an die Kontroverse Dr. E. E. Kobi/Verwalter E. Hörler, deren Ausgang niemanden im VSA zur Mitarbeit am Fachblatt zu ermuntern vermöge, doch wurde der Kritiker von Verwalter A. Gantenbein (Herisau) ermahnt, die Sache, weil erledigt und bereinigt, auf sich beruhen zu lassen.

Die Menschenrechte in der östlichen Welt

Höhepunkt und Abschluss der Arbeitstagung bildete der Vortrag von alt Ständerat Dr. Eduard Zellweger, Zürich, der über «Die Menschenrechte in der kommunistischen Welt» sprach. Zellweger, früher Mitglied des Nationalrates und des Ständerates, von 1945 bis 1950 Botschafter der Schweiz in Jugoslawien, 1956 bis 1960 Rechtsberater des Ministerpräsidenten von Lybien, 1960 bis 1961 Untergeneralsekretär der UNO und persönlicher Vertreter des UNO-Generalsekretärs in Laos, ist als Völkerrechtler eine Kapazität internationalen Rangs. Wohl ohne jede vorgängige Absprache gerieten die beiden Hauptreferate in ein interessantes, fesselndes Verhältnis der im Konträren entsprechenden Ergänzung: Während Chefredaktor Reck auf die konformistischen



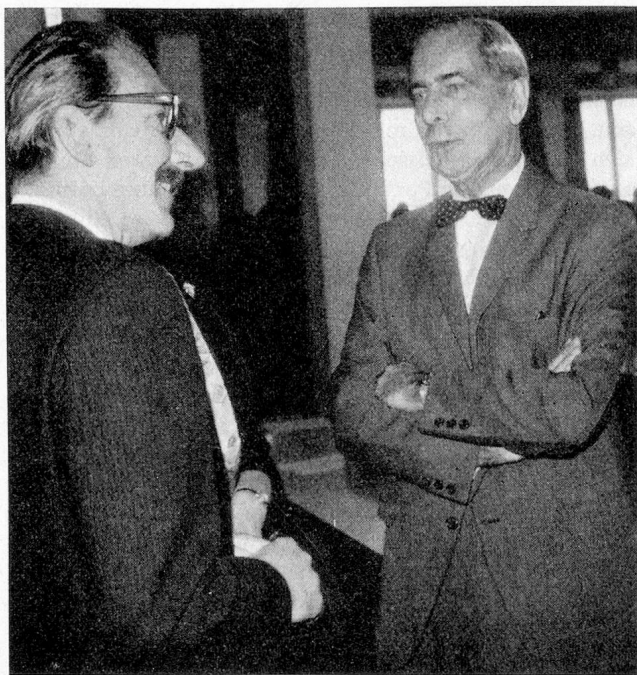
Tafelmajor Appoloni: *Mir wei nid grüble!*

Versteinerungs- und Verkrustungsprozesse in der Industriegesellschaft des freien Westens hinwies und vor dem bequemem «Weg in die Unfreiheit» warnte, vermochte Dr. E. Zellweger, Kenner der konformistischen Wüstenlandschaft des Ostens, einige Anzeichen namhaft zu machen, die auf ein gewisses «Frühlingserwachen» und auf das Vorhandensein vielversprechender Liberalisierungsimpulse schliessen lassen.

Auch in der Schweiz, begann der Referent, gälten die individuellen Freiheitsrechte nicht uneingeschränkt, doch in den Verfassungen der kommunistischen Staaten seien sie noch einer weit grösseren Beschränkung unterworfen. Ganz und gar müssten im Osten diese Freiheiten sich mit den «gesellschaftlichen» Bedürfnissen und den Bedürfnissen der Partei in Uebereinstimmung befinden. Lediglich — so Dr. Zellweger — regimetreue Anhänger können von ihren Grundrechten einigen Gebrauch machen. Jede Tätigkeit aller gesellschaftlichen Organisationen wird von der Partei bestimmt und kontrolliert. Sowohl in der Sowjetunion als auch in der sogenannten Deutschen Demokratischen Republik (Ostdeutschland) ist der Einparteienstaat in der Verfassung vorgezeichnet. Die Wahl der Sowjets (Parlamente) erfolgt zwar durch das Volk, doch ist das Wahlrecht dadurch stark eingeschränkt, dass nur die Partei Wahlvorschläge machen darf und dass in einem Wahlkreis lediglich Einernominierungen möglich sind. Daher sind die Wahlen nicht eigentliche Wahlen im westlichen Sinne, sondern Vertrauenskundgebungen gegenüber dem kommunistischen Regime, und deshalb ist die Wahlbeteiligung stets unwahrscheinlich hoch, weil jegliches Fernbleiben sofort den Verdacht der Regimefeindlichkeit weckt.

Für die westliche Demokratie charakteristisch ist der Umstand, dass sich der Volkswille so oder anders äussern kann. Willensbildung ist möglich dank der Meinungsfreiheit (Pressefreiheit). Hinter dem Eisernen Vorhang dagegen ist die Zensur fest etabliert, deren Vorhandensein beweist, dass es so etwas wie unsere Pressefreiheit nicht gibt. Was in der Sowjetunion gedruckt wird, steht unter Vor- und Nachzensur, obwohl alle Verlage ohnehin vom Staat kontrolliert werden, ebenso von der Partei. Die Partei befasst sich sogar mit der Ausbildung und der Wahl der Redaktoren (Departement für Agitation und Propaganda des Zentralkomitees). Die Basis der Meinungsfreiheit ist ausserordentlich schmal, schmaler noch in der Literatur als in der Politik: Was und wer mit der Etikette der Parteifeindlichkeit versehen wird, muss mit strafrechtlicher Verfolgung rechnen (Schriftsteller-Prozesse!). Auch einen Rest von Eigentumsfreiheit gibt es in der Sowjetunion, doch bezieht sich dieses Eigentumsrecht nur auf genau definierte Gegenstände des eigenen, persönlichen Gebrauchs. Keinen Schutz geniessen Dinge, die zur Gewinnerzielung dienen. Erst seit 1946 ist dem einzelnen das Recht auf ein eigenes Wohnhaus eingeräumt (1 Wohnhaus pro Familie), doch ist weder spekulativer Verkauf noch Vermietung möglich.

Warum ist für die individualistischen Grundrechte, wie wir sie im Westen als selbstverständlich betrachten, in den kommunistischen Verfassungen kein Raum? Dr. E. Zellweger beantwortete die von ihm selber gestellte Frage mit dem Hinweis auf die kommunistische, auf dem historischen Materialismus beruhende Lehre, derzufolge der Kapitalismus die zweitletzte Entwicklungsphase darstellt. Letzte Phase dieser Entwicklung wird die «klassenlose Gesellschaft» sein. Dazwischen liegt die revolutionäre Phase — die revolutionäre Diktatur des Proletariats. Zitat aus Engels («Anti-Dühring»): «In der End-Gesellschaft ist der Staat überflüssig, weil zum alleinigen Repräsentanten der Gesellschaft geworden.



Referent Dr. Eduard Zellweger (rechts) im Gespräch mit Vorsteher R. Held.

An die Stelle der Regierung über Personen tritt die Verwaltung der Produktionsmittel und Sachen: Der Staat stirbt ab.» Diese Theorie von Engel und Marx lebt im Osten zwar heute noch unentwegt weiter, obwohl überall der Staat inzwischen zur Staatsallmacht herangewachsen ist, doch hat die heutige Lehre erkannt, dass die Kraft der Ideologie nicht ausreicht, die im Menschen erforderliche Bewusstseinswandlung zu bewirken. Deshalb weist die Lehre neben der ökonomischen Aufgabe dem Staat auch noch eine Erziehungsaufgabe zu.

Im Rahmen dieser Erziehungsaufgabe sind die sogenannten Parasitengesetze zu sehen, erlassen gegen die die Outsiders, Randsiedler und «Schmarotzer» der Gesellschaft. Gesetzlich erlaubte «Erziehungsmittel» gegenüber «Schmarotzern» sind Arbeitsdienstverpflichtungen, Umsiedlungen und anderes mehr. Auch in der «Vergesellschaftung» (Komformisierung) der Rechtspflege äussert sich nach Ansicht der Kommunisten das Absterben des Staates. Neben den Parasitengesetzen gibt es in der Sowjetunion noch die Kameradschaftsgerichte, die wegen betriebsstörenden Verhaltens kleinere Strafen ausfallen können. Obwohl die Einwohner der Sowjetunion heute grössere Bewegungsfreiheiten haben als zur Zeit Stalins, ist die Willkür der «vergesellschafteten» Rechtspflege immer noch offensichtlich. Unsere Legalitätsauffassung (nulla poena sine lege) ist hinter dem Eisernen Vorhang weithin unbekannt.

Erst seit dem 20. Parteitag kennt man in der Sowjetunion Analogie und Rückwirkungsverbote in der Rechtspflege. Neu ist auch, dass nur der Richter grössere Strafen ausfallen kann. Durch Einbau der sogenannten Unschuldsvermutung wurde die Strafprozessordnung verbessert. Verbessert wurde auch die Stellung der Richter, doch sind diese immer noch an die Parteilichkeit gebunden. Immerhin, erklärte Dr. E. Zellweger abschliessend, sind die innerhalb einiger Jahrzehnte vollzogenen Neuerungen zahlreich und augenfällig. In ihnen spiegelt sich die Veränderung der Sozialstruktur der kommunistischen Bevölkerung wider. Noch seien die kommunistischen Verfassungen nicht auf die Selbstverantwortung des einzelnen zugeschnitten, doch habe eine deutliche gegenläufige Entwicklung bereits eingesetzt.

Tagungsausklang in Morschach

Der Ausklang der Tagung folgte hoch oben über dem See im Kurort Morschach, wo der Hotelier alle Vorbereitungen für eine lustige Freiluft-Tafel getroffen hatte, in letzter Minute aber dem heftigen Föhnwind zu weichen gezwungen war. Dennoch wurde das Mittagessen zu einer solennen Angelegenheit, die Stoff bot zu manchem heiteren Schwatz. Und schliesslich kam — wie jedes Jahr wieder der Abschied. Gruss, Handschlag, beste Wünsche. Wer dem etwas wackeligen Bergbähnchen nicht so recht traute, stieg zu Fuss oder fuhr im Auto zu Tal. Die 124. Jahrestagung des VSA war vorbei, die nächste, die 125., wird im Bernbiet stattfinden. Im Jubiläumsjahr des Vereins fällt den Bernern die Ehre zu, die Heimleiter aus der ganzen Schweiz aufzunehmen.

H. B.

(Das Protokoll der Jahresversammlung 1968 findet der Leser auf Seite 219 dieser Nummer)